

Ein Schlüsselbild

In einer Ausstellung in der Gemäldegalerie Alte Meister in Dresden sind ab Freitag zehn Meisterwerke von Johannes Vermeer (1632–1675) zu sehen. Es ist die bisher größte Schau mit Werken des Künstlers in Deutschland. »Jede Ausstellung zu Vermeer ist eine Sensation an sich«, sagte die Generaldirektorin der Staatlichen Kunstsammlungen (SKD), Marion Ackermann, am Donnerstag unter Verweis darauf, dass von ihm überhaupt nur 35 Werke bekannt sind. Im Zentrum der Schau »Johannes Vermeer. Vom Innehalten« steht das berühmte Gemälde »Brieflesendes Mädchen am Fenster« aus eigenem Bestand, das nach vierjähriger Restaurierung erstmals so präsentiert werden kann, wie der Künstler es vermutlich schuf. »Es ist ein Schlüsselbild«, sagte Galeriedirektor Stephan Kojka. Das etwa 1657 bis 1659 entstandene Gemälde wurde 1742 für Sachsens Kurfürst Friedrich August II. in Paris erworben und gehört zu den Hauptwerken des Museums. Seine Übermalung war seit 1979 bekannt, bisher aber Vermeer selbst zugeschrieben worden. Im Ergebnis eines internationalen Forschungsprojekts gehen die Kuratoren »mit Sicherheit« davon aus, dass diese erst nach Vermeers Tod erfolgte. Eine weniger als einen Millimeter dünne Schicht wurde mit einem Skalpell entfernt und der stehende Liebesgott mit Bogen, Pfeilen und zwei Masken freigelegt, der als »Bild im Bild« die Rückwand des abgebildeten Zimmers zielt. Er verändert die Bildaussage. »Der über dem Mädchen schwebende Knabe macht es deutlich: Es liest einen Liebesbrief!« sagte Kuratorin Uta Neidhardt. (dpa/iw)

Wechsel nach Wien

Barbara Staudinger soll ab Mitte 2022 das Jüdische Museum Wien leiten. Die derzeitige Chefin des Jüdischen Museums Augsburgs werde die Institution in der österreichischen Hauptstadt stärker wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch ausrichten und sie einem jüngeren Publikum öffnen, sagte Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler am Donnerstag. (dpa/iw)

Laut Programm ist die Biennale für Freiburg (BfF) »eine neue Plattform für die Präsentation, Entwicklung und Vermittlung zeitgenössischer Kunst«. Was hat man sich darunter vorzustellen?

Es geht darum, drängende gesellschaftspolitische Fragen künstlerisch anzugehen und gleichzeitig die lokalen Gegebenheiten für diese Fragestellungen produktiv zu machen. Freiburg wird dadurch hoffentlich auch langfristig zum Ort eines spannenden, auch überregional relevanten Kulturereignisses.

Wieso ist die Biennale gerade in Freiburg angesiedelt?

Vor ein paar Jahren wurde hier eine Außenstelle der Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe geschlossen. Dagegen gab es viel Widerstand aus der Kunstszene. Es war nötig, das künstlerische Leben der Stadt weiterhin lebendig zu erhalten. Der Impuls kam also von der Stadt selbst.

Wie plant man die Erstaussgabe einer Biennale? Das klingt nach viel Verantwortung.

Ende 2019 wurde ich vom Verein »Perspektiven für Kunst in Freiburg«, der die Veranstaltung ausrichtet, angefragt, einen Konzeptvorschlag zu machen. Anfangs sollte es noch ein Kunstfestival sein, aber das hat sich dann bald in Richtung eines übergreifenden Formats entwickelt. Damit knüpfen wir an die Tendenz an, das Biennale-Format auf der zeitlichen Ebene anders zu verstehen. Und in der Planung und Konzeption war die Zusammenarbeit mit dem Kuratorischen Beirat entscheidend, um zusätzliche Perspektiven einbeziehen zu können.

Wie sieht das Programm aus?

Zunächst einmal haben wir viele internationale Künstlerinnen und Künstler eingeladen. Eine große Rolle spielt der öffentliche Raum. Konzeptuell geht es unter anderem darum, die hierarchischen Strukturen von Wissensräumen wie einer Akademie zu hinterfragen.

»Uns interessiert die Stadt als Gedächtnis«

Im Lokalen graben: Freiburg hat eine neue Biennale für zeitgenössische Kunst. Ein Gespräch mit dem Künstlerischen Leiter Leon Hösl



Leon Hösl ist Künstlerischer Leiter der ersten Biennale für Freiburg

Können Sie das konkreter beschreiben?

Die BfF besteht aus zwei Teilen: einem Studioprogramm und dem Ausstellungsparcours. Das Studioprogramm läuft schon seit Mai und hat eher Workshopcharakter: Das Publikum wird in die Entstehung der einzelnen Arbeiten einbezogen. Es ist reizvoll, wenn man dadurch neue Orte entdeckt, gerade wenn die Künstler sonst nicht partizipativ arbeiten. Ihren Arbeitsprozess zu öffnen und transparent zu machen, ist aber für die Kunstschaffenden eine Herausforderung.

Können Sie Beispiele für solche Workshops nennen?

Im Workshop von Fritz Laszlo Weber mit dem Titel »Un/Stimmigkeiten knacken« ging es zum Beispiel darum, über die Geräusche von Schließmechanismen die symbolische Rolle von Schlössern und Schlüsseln als

Machtinstrumente zu verstehen. Ganz praktisch wurde auch vermittelt, wie man Schlösser knackt. Ein anderes Beispiel sind die von Sarah Lehnerer mit Inka Meißner und Jackie Grassmann entwickelten Recherche- und Schreibworkshops anhand von Materialien aus dem Tagebucharchiv Emmendingen im Musikpavillon des Stadtgartens.

Welcher Gedanke steht hinter einer solchen Hinwendung zum Schaffensprozess, weg vom fertigen, geschliffenen Werk?

Meistens werden dem Publikum auf Ausstellungen oder Festivals fertige Werke präsentiert. Man macht sich keine Gedanken darüber, dass Kunst Zeit in Anspruch nimmt. Daher scheint es normal, dass für Künstlerinnen und Künstler, die an einer Ausstellung teilnehmen, keine Honorare gezahlt werden. Auch diese Debatte wollen wir anstoßen. Der Ausgangsgedanke war aber, dass nach dem Wegfall der Akademie ähnliche Räume hergestellt werden, wo Kunst passiert, wo Dinge ausprobiert werden, nur dass die Stadt jetzt viel mehr mitdenkt. Ateliers und Studios vermitteln traditionell ein bestimmtes Künstlerbild, das aber oft nicht der Realität entspricht. Oft sind die Räume, an denen Kunst entsteht, viel offener, Kunst passiert überall. Das Atelier wird eher zum Diskurs- oder Begegnungsraum.

Wie verhält sich dieser offene Ansatz zu dem Ausstellungsparcours, der ja letztlich doch klar

umrissen ist?

Ich denke, es ist ein Übersetzungsprozess, in dem ein anfänglicher Gedanke in eine feste Form übergeht. Viele unserer Veranstaltungen finden im öffentlichen Raum statt, aber auch in Museen, Off-Spaces oder der Stadtbibliothek, wodurch sie auf verschiedene Orte in der Stadt einwirken.

Welche Rolle spielt dabei die Stadt Freiburg konkret?

Uns interessiert die Stadt als Arbeitsort, aber auch als Gedächtnis, und was man dort finden kann. Fragen von Geschichtsschreibung, von Archiven, wo Dokumentarisches in eine Kunstform wechselt. Es gibt hier eine Skulptur – »Illumina« von Till Peter Otto von 2000 –, die seit fünf Jahren kopflos in der Stadt steht: eine weibliche Figur, deren Kopf von Unbekannten abgeschlagen wurde. Das hat Thomas Geiger als Anknüpfungspunkt für eine Performance genommen. Dabei geht es um die Frage, was für Denkmäler überhaupt in der Stadt stehen sollen, auch aus feministischer oder antirassistischer Perspektive. Dann erfährt man, dass an dem Ort, an dem diese Skulptur stand, Rosa Luxemburg eine Rede vor 4.000 Leuten gehalten hat. Eine zivilgesellschaftliche Initiative, mit einer Plakette an diese Rede zu erinnern, lehnt die Stadt aber ab. Manche Geschichten, die nicht sichtbar werden, muss man sich eben anders erarbeiten. **Interview: Hannes Klug**

■ Ausstellungsparcours 10.9.–3.10.2021, biennalefuerfreiburg.de

■ Kunst geht doch immer. Wilde Phantasien am Berliner Rosa-Luxemburg-Platz

Berlin: Eine geführte Stadttour über den Rosa-Luxemburg-Platz mit »Nabla Fandom«, einem Dutzend junger Theaterleute in Hygieneoveralls aus verschiedenen Ländern mit historischem Oberflächenwissen. Bis es in der Linienstraße losgeht, warten wir eine halbe Stunde hinter der Volksbühne und lassen allerhand Technisches über uns ergehen: Scancode, Kopfhörer, Frequenzen ... Ich muss mal und werde vom Pförtner der Volksbühne aufs Klo gelassen: Erinnerung an meinen schwulen Kumpel Hinerk, der hier mal neben Hape Kerkeling am Urinal stand und das gewiss für den Höhepunkt seines Lebens

hielt. Als ich herauskomme, deklamieren die Schauspieler, dass das VB-Haus längst geschlossen und abgebrannt und hier nur noch als Hologramm zu sehen sei. Au weia! Wohin hatte ich dann eben ...? Dasselbe gelte für die anderen Gebäude am Rosa-Luxemburg-Platz, auch die *junge Welt* existiert demnach gar nicht (obwohl die sehr wohl eine große Geschichte hat). Auch Rosa kommt zu kurz, dabei steht sie doch als Statue davor und bewacht das Haus. Ich verstehe: Das ist Theater und soll die Phantasie anregen, und man soll sich alles nur vorstellen. Aber wer von diesem Platz vorher so gar nichts kennt, wird durch

die Erzählungen der beiden Darsteller auch nicht schlauer.

Die einzige umfangreich inszenierte Szene ist die Ermordung der beiden Prügelbullen »Schweinebacke« und »Totenkopf« durch den Genossen Erich Mielke vom KPD-Selbstschutz 1931. Vor dem ehemaligen Parteihaus der KPD, heute der Linkspartei, wird die Tat pantomimisch dargestellt. Eine Schauspielerin bricht malerisch vor uns zusammen und erhält Beifall.

Mielke flüchtete damals nach Moskau und tat sich dicke wegen der »Sache am Bülowplatz«. Der zwielichtige *Taz*-Autor Götz Aly fand diese Selbstbezeichnung nach 1990 in Moskau Akten und sorgte dafür, dass der demente Greis Mielke von der BRD-Justiz verurteilt werden konnte, denn »Mord verjährt nicht«. Mielke äußerte sich nicht, vielleicht wollte er seine einzige Heldentat nicht zurücknehmen. Doch eigentlich war sie nicht »dans son caractère«, wie Hercule Poirot sagen würde. Jedenfalls wurde der Bullenhasser später ausgerechnet der Oberbulle von der Stasi und damit doch genug gestraft.

Unsere Gruppe läuft weiter um die »nicht mehr existierende« Volksbühne, auf deren Stufen Dutzende Jugendliche prächtig küssen und feiern und unsere Phantasie Lügen strafen. Dazu noch eine kleines Zirkuszelt mit »Love« und »Hate«-Wagen und übervolle Kneipen. Dieser Ort wird also wunderbar von einer

Corona-unbelasteten Jugend laut genutzt, und die mehrfach vorgetragene Behauptung »Der öffentliche Raum ist tot« entpuppt sich als Gewäsch. Wenn die subventionierte Großkunst nicht mehr gezeigt werden darf, erfüllt sich das »Volk« seine kulturellen Wünsche selber.

Dann sind wir plötzlich viel mehr Leute, Passanten, Beleuchter, Techniker, weitere Darsteller in Hygieneanzügen, und alle schauen auf eine exotische Varieté-Figur in dem kleinen Glaspavillon neben der Volksbühne. Sie trägt eine Krone aus üppigen bunten Papageienfedern und ein Goldlamé-Cape. Ein Nekrolog aufs Theater wird in französischer Sprache verlesen, gefolgt von der Aufforderung ans Publikum: »Sie machen die Show!« Die Papageiendame nimmt uns mit auf einen Kinderspielplatz, sie fängt einen Mann mit einem großen Kescher und verführt ihn zum Nachsingen und Tanzen. Alle Leute, die sich hier mittlerweile eingefunden haben, geraten mit in den Sog – ein animierter Flashmob. »Kunst geht doch immer! Tja, aber nicht so!« hieß es im Stücktext. Ich verlasse den Platz ratlos und mäßig verzaubert.

Dr. Seltsam

■ Stadttouren am 10. und 11.9., jeweils um 19.30 Uhr, Zusatzvorstellung am 11.9., 17 Uhr, Tickets: 8 Euro / 5 Euro (ermäßigt)

■ theaterofw.de

ANZEIGE

Das Buch entwickelt in leicht lesbaren Sprache eine moderne Version der Hegelschen Logik des Seins. Die Darstellung ist klar und präzise, die Beispiele sind verständlich. Der erste Band einer modernen materialistischen Dialektik. Ein Geheimtipp fürs Hegeljahr.

Erhältlich bei:
Verlag rue Balzac
Hauptstraße 23
97851 Rothenfels
kolb.w@t-online.de



Das Buch ist eine flüssig geschriebene und gut fundierte Ideologiekritik. Es lehnt sich locker an die Hegelsche »Wesenslogik« an und zeigt anhand vieler aktueller Beispiele die falsche Logik des parteiischen Denkens. Es ist ein Kompendium und Leitfaden, mit dem man falschen Argumenten entgegenzutreten kann – d.h. die Fehler benennen und ihren Grund und Zweck aufzeigen kann.